

Tori Carrington

Wer küsst schon
einen Griechen!

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Annette Charpentier

blanvalet

AVENUE

Buch

Am Tag ihrer Hochzeit überrascht die quirlige junge Griechin Sofie Metropolis ihren Bräutigam und die Brautjungfer in flagranti. Das ist für sie das Zeichen, dass sie ihr Leben ändern muss. Kurz entschlossen hört sie auf, in den Restaurants ihres Vaters und ihres Großvaters zu bedienen und zieht sich in das kleine Apartmenthaus zurück, das ihre Eltern ihr geschenkt haben. Es ist zwar nicht einfach, von den exzentrischen Bewohnern die Miete zu kassieren, aber Sofie hat wenigstens ein Dach über dem Kopf. Und dank Onkel Spyros' Detektivagentur hat sie auch bald einen neuen Job. Die Fälle sind zwar zunächst noch nicht so furchtbar aufregend und beschränken sich hauptsächlich auf entlaufene Haustiere und untreue Ehepartner, aber es ist zumindest ein Anfang. Doch auf einmal überschlagen sich die Ereignisse – und die ungeklärten Fälle. Bei der Beschattung einer untreuen Ehefrau gerät Sofie in eine Schießerei und wird von dem geheimnisvollen Australier Jake Porter gerettet, der ihr nicht nur deswegen ausnehmend gut gefällt. Aber was hat er eigentlich mitten in Sofies Ehebruch-Fall zu suchen? Und vor wem ist die Frau auf der Flucht? Und dann taucht auch noch ein Vampir auf ...

Autor

Tori Carrington ist das Pseudonym des schreibenden Ehepaars Lori und Tony Karayianni, das in den USA über 30 Romane veröffentlicht hat und regelmäßig auf den Bestsellerlisten der *New York Times* landet. 2001 wurden Lori und Tony Karayianni mit dem *Romantic Times Bookclub* Reader's Choice Award ausgezeichnet. Sie leben in Toledo, Ohio.

*Weitere Romane von Tori Carrington sind bei Blanvalet
bereits in Vorbereitung!*

1

In dieser Welt gibt es zwei Arten von Menschen: Griechen und solche, die es gerne wären.

Das ist zumindest der Leitsatz meines Großvaters Kosmos. Und ich? Na ja, vermutlich kann man uns alle in zwei Gruppen einteilen. Aber für mich hat das nicht viel mit der ethnischen Herkunft zu tun, denn wenn wir ehrlich sind, sind wir alle ziemlich verrückt, egal, woher nun unsere Eltern, Großeltern und übrigen Vorfahren stammen.

Für mich besteht die eine Gruppe aus denen, die immer dem ausgetretenen Pfad folgen. Vielleicht haben sie Angst, dass ihnen ein Absatz abbricht, dass sie eine Laufmasche kriegen oder, was noch schlimmer wäre, dass sie ihre Familie enttäuschen. Und dann gibt es die, die den anderen Weg benutzen oder sogar einen ganz eigenen suchen. Sie konzentrieren sich so sehr auf die vor ihnen liegenden Kurven und Windungen, dass sie kaum Zeit für Überlegungen über ihre Schuhe haben oder darüber, was andere von ihnen denken.

Mir ist der Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen sehr klar, denn ich gehörte der ersten an. Inzwischen kann man aber mit Fug und Recht sagen, dass ich ein eingeschworenes Mitglied des zweiten Weges bin.

Früher war ich Sofie Metropolis, Kellnerin, und eine gute griechische Tochter – nicht unbedingt in dieser Reihenfolge. Jetzt bin ich Sofie Metropolis, PI.

Klingt gut, was? Sofie Metropolis, PI. *Private Investigator*. Privatdetektivin. Sogar ausnehmend gut, finde ich. Ich werde allerdings erst in etwa drei Jahren meine Zulassung kriegen (schuld daran ist irgend so ein ödes Gesetz im Staat New York). Und selbst dann werden einige sagen, dass meine Fähigkeiten als Privatdetektivin irgendwo zwischen einer Amateurspürnase und Sherlock Holmes angesiedelt sind. Ein bisschen stört natürlich auch, dass ich eigentlich gar nicht so bin, wie eine Privatdetektivin eigentlich zu sein hat. Wenn ich an das Wort »Privatdetektiv« denke, dann fällt mir Philip Marlowe ein, James Garner in *Detektiv Rockford* oder V. I. Warshawski. Oder wenigstens mein Onkel Spyros, der nicht die Spur wie ein Privatdetektiv aussieht, aber seit dreißig Jahren damit sein Auskommen hat.

Jedenfalls war Onkel Spyros dafür verantwortlich, dass ich den Kellnerinnenjob vor drei Monaten an den Nagel gehängt und in seiner Agentur angefangen habe. Und zwar nur dadurch, dass er mir eine einzige Frage gestellt hat: »Was willst du nun mit deinem Leben anfangen, Sof?«

Vielleicht war es weniger die Frage selbst als vielmehr der Schlamassel, in dem ich damals steckte.

Aber wenn Onkel Spyros für meine beruflichen Sorgen verantwortlich ist, dann ist der Rest der Familie für meine persönliche Instabilität verantwortlich, egal wie sehr ich sie liebe.

Sehen Sie, vor drei Monaten, als ich einen anständigen griechischen Jungen heiraten sollte, wie alle anständigen griechischen Mädchen das irgendwann tun, habe ich meinen Bräutigam dabei erwischt, wie er meine Brautjungfer in der Sakristei der griechisch-orthodoxen Konstantinskirche bumste. Damals ist mir klar geworden, dass Anständigkeit allgemein überschätzt wird. Ich hatte so viel Zeit damit verbracht, anständig zu sein und den Vorstellungen anderer davon zu entsprechen, dass ich mich gefragt habe, was *ich* eigentlich wollte, ob es nun gut und anständig war, schlecht oder sonstwas. Daher hat sich Onkel Spyros' Frage für ewige Zeiten in mein Gehirn geätzt.

Nun gut, und so habe ich den Bräutigam abserviert und die ganzen Hochzeitsgeschenke behalten – das größte war ein Mietshaus mit sechs Apartments, das meine Eltern gekauft hatten und wohl kaum wieder zurückgeben konnten. Ein paar Geschenke liegen immer noch un- ausgepackt in einer Ecke des Schlafzimmers im Obergeschoss meines größten Geschenks. Ab und zu lasse ich den Korken von einer der Champagnerflaschen knallen, die für die Hochzeitsfeier bestimmt waren, und packe ein paar Geschenke aus, die nicht wie Toaster aussehen. Meine Mom findet, es schicke sich nicht, die Geschenke nicht zurückzugeben. Und ich? Na, ich denke, da nun wirklich jeder außer mir von den Extratouren meines Verlobten gewusst hat, verdiene ich einen kleinen Bonus. Außerdem sind die meisten Geschenke von seiner Familie. Und da er mir jetzt droht, mich für die Kosten des zweikarätigen Verlobungsringes zu verklagen, den ich in

den Müllhäcksler geworfen habe ... sagen wir also einfach, dass ich froh bin, an jenem Schicksalstag zu früh in die Kirche gekommen zu sein, sonst wäre ich heute mit einem lausigen Schürzenjäger verheiratet.

Aber trotz allem hat meine Mom, Thalia Metropolis, keineswegs den Gedanken daran aufgegeben, dass ich eines Tages heiraten werde. Eines Tages heißt bei ihr so viel wie übermorgen. Nur damit ich ein paar kleine Griechen mehr produziere, die dann ihre eigene kulturelle Identitätskrise erleiden.

Und als ob ich daran erinnert werden müsste, was in den Augen meiner Mutter erstklassiges Heiratsmaterial darstellt, saß ein Paradebeispiel dafür auf ihrem Plastiksofa und grinste mich mit seinem Zahnlückenlächeln an. Er war Grieche. Selbstredend. Und er sah aus, als könnte er einen guten Schönheitssalon gebrauchen. Einen mit Ganzkörperenthaarung im Angebot.

Ich hatte bei meinen Eltern vorbeigeschaut, um zu sehen, ob mein Bruder Kosmos oder mein Großvater mütterlicherseits, der auch Kosmos heißt, dort wären, um mir zu helfen, den riesigen Teppich, der noch im Kofferraum meines Ford Mustang lag, die zwei Treppen in mein Apartment zu tragen. Es war ein heißer Sonntagmorgen im Juni, und ich war losgezogen, um ein bisschen auf dem Flohmarkt von Chelsea herumzuschnuppern. In der halben Stunde auf dem Rückweg – kein Verkehr! – nach Astoria im Nordwesten von Queens hatte ich zwischen Shopping-Lust und Schuldgefühlen geschwankt.

In diesem Moment allerdings war ich nur außer mir.

Der Typ vor mir auf dem Sofa hatte noch kein einziges Mal geblinzelt. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass ich sehr wütend aussah.

»Sofie! Ich sagte gerade zu Themios, dass du vielleicht vorbeischaun würdest.« Meine Mutter kam mit einem Tablett mit den üblichen Dingen aus der Küche: griechischer Kaffee, Gläser mit Wasser und Süßigkeiten. Die Süßigkeit war in diesem Fall *Koulourakia*, meiner Mutter Version von griechischen Vanilleplätzchen, die nach fünf Minuten aus dem Ofen steinhart und völlig ungenießbar wurden, so dass man sie in den Kaffee tunken musste.

Ich blickte zurück zu Themios.

Manchmal scheint es mir, dass meine Mom immer einen potentiellen Bräutigam in petto hat – Sie wissen schon, für den Fall, dass ich zufällig vorbeikomme (was ja auch oft vorkommt, da ich nur einen Häuserblock entfernt wohne und, zugegeben, manchmal ein bisschen Heimweh habe. Das bleibt aber unter uns.) Meine Mom hat vor kurzem gelesen, dass man das Jungfernhäutchen chirurgisch wieder herstellen kann, und möchte mich gerne dazu anmelden – am liebsten gestern. Damit sie sich bei den seltenen Anlässen, in denen ich in die Kirche gehe, nicht so schämt. Oh, und natürlich für Typen wie Themios, mit denen sie mich ständig verkuppeln will, schließlich will kein Mann eine Frau, die sich »herumgetrieben« hat.

Ich sehe es genau vor mir. Sofie Metroplis, PI und wiedergeborene Jungfrau.

»Themios Kokotas, darf ich dir meine Tochter Sofie

vorstellen.« Mom setzte das Tablett ab und beugte sich zu mir. »Konntest du dich nicht ein bisschen zurechtmachen?«

Ich trug Jeans, ein schwarzes Lycra-T-Shirt und ein paar Skechers. Bequem, allerdings kaum ein Männerfang-Outfit. Nicht, dass ich in der nahen oder fernerer Zukunft beabsichtigte, mir einen Mann zu fangen. Ich starrte Themios an: Und schon gar nicht diesen.

»Sie ist älter, als ich dachte«, sagte er auf Griechisch.

Ich sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. Er wagte doch wohl nicht anzudeuten, dass ich kein besonders gutes Brautmaterial war?

»Ist Großvater da?« Bewusst fragte ich meine Mutter auf Englisch.

»Komisch, dass du das fragst«, antwortete sie, setzte sich ans andere Ende des Sofas und bedeutete mir, mich zwischen sie und dieses Schoßhündchen zu setzen. »Er wollte vorhin zu dir.«

Ich stürzte in die Küche, wo Großvater sonst immer herumhängt.

»Und ist kurz darauf gegangen.« Mutter stellte den Kaffee, das Wasser und die Zementplätzchen vor Themios auf den Tisch. »Und ehe du fragst, dein Bruder ist auch nicht hier. Er ist zu irgendeinem Seminar oder so in die Stadt.« Sie lächelte den Gast an. »Mein Sohn wird Doktor.«

Allerdings ein Dr. phil, kein Mediziner, aber erklären Sie einer Thalia Metropolis mal den Unterschied.

Und das ist mein Bruder. Ständig am Lernen, was mich, seine ein Jahr ältere Schwester, wie eine Idiotin da-

stehen lässt. Ich habe es gerade eben geschafft, vor acht Jahren die Highschool abzuschließen, während er in einem Jahr einen Doppeldoktor in Psychologie und Pädagogik machen wird.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich bin stolz auf meinen kleinen Bruder. Ich glaube, er studiert immer weiter, nur damit er nicht in unserem Familienrestaurant arbeiten muss.

»Ich muss wirklich gehen, Mom.« Ich warf so etwas wie ein Lächeln in Themios' Richtung. »Wirklich nett, Sie kennenzulernen. Ich hoffe, Ihnen gefällt der Besuch in den Staaten.«

»Ich bin nicht auf Besuch. Ich lebe seit zwanzig Jahren hier.«

Autsch!

Während ich mich zu Mom hinabbeugte, um ihr einen Kuss zu geben, schnappte ich mir ein Plätzchen.

Sie umfasste meinen Arm mit einem gnadenlosem Griff. Wie nur Mütter es können.

»Ich muss dir noch etwas erzählen.« Sie warf »unserem« Besucher einen kurzen Blick zu. »Etwas über Mrs. Kapoor.«

Ich hielt den Atem an.

»Efi ist oben. Sie hat wieder so ein ... Ding im Gesicht. Diesmal in den Augenbrauen.«

Efi ist meine neunzehnjährige Schwester, die in der letzten Zeit einen Nadelfetischismus entwickelt hat. Wenn sie nicht irgendwas pierct, dann tätowiert sie sich. Mom sagt mir immer wieder, ich müsse etwas dagegen tun, aber ich habe nicht die geringste Idee, was, es sei

denn, ich zöge eine Kette durch ihre diversen Ringe und fesselte sie an den Heizkörper.

»Sag ihr, ich ruf sie später an.« Ich entwand mich Moms festem Griff und schoss zur Tür – weg von dem Wahnsinn.

Es ist nicht leicht, in einer griechischen Familie sechsundzwanzig und unverheiratet zu sein. Ich denke, das war auch einer der Gründe, warum ich in die Hochzeit mit Thomas Chalikis, der lüsternen Kröte, eingewilligt habe. Er war sicher ein verdammt untreuer Bastard, aber vielleicht konnte er den Teppich in meine Wohnung hochtragen?

Manchmal denke ich, es wäre besser gewesen, einfach alles zusammenzupacken und irgendwo hinzuziehen ... nach Omaha vielleicht. An einem Ort zu leben, wo jeder auch das letzte bisschen über dich weiß, ist eine ziemliche Herausforderung (besonders die peinliche Geschichte mit dem Bräutigam und den Flitterwochen, die ich alleine angetreten und wo ich Wurm-Schnecken-Cocktails geschluckt habe – aber das ist eine andere Geschichte). Vor der Eingangstür blieb ich stehen, biss mit einem Backenzahn in das *Kouloukaria* und blickte mich in der Nachbarschaft um. Aber dann fragte ich mich: Wohin würde ich denn gehen? Ich meine, das hier ... Astoria ... ist für mich – nun, Sie wissen schon. Egal wie viel Streit ich mit den Nachbarn habe. Oder mit wie vielen fragwürdigen Männern meine Mutter mich verkuppeln will. Das ist meine Heimat hier, und diese Typen sind allesamt meine Familie.

Okay, vielleicht nicht gerade Mr. Romanoff an der

Ecke. Jeder hält ihn für einen Vampir. Oh, und Mrs. Kapoor, Moms Nachbarin aus Bangladesch und beste Freundin, die seit vierzig Jahren eine neue Brille braucht.

Ich stopfte mir die letzten Krümel in den Mund und winkte Mrs. K. zu, auch wenn ich sie nicht sehen konnte. Eigentlich hätte sie mich dann auch nicht sehen können, aber sie besaß so eine Art Sofie-Radar, der ihr immer anzeigte, wenn ich in der Nähe war, nur für den Fall, dass ich mal wieder in Schwierigkeiten steckte. Mal wieder.

Ich stieg in mein bonbonrotes 65er Mustang-Coupé. Okay, okay, der Wagen ist eher zementgrau als rot und sieht aus wie direkt vom Schrottplatz. Trotzdem habe ich ihn Lucille getauft. Dazu habe ich sogar versucht, eine von den Hochzeitschampagnerflaschen an der vorderen Stoßstange zerschellen zu lassen, als ich ihn zwei Monate zuvor erstanden hatte. Nach ein paar missglückten Versuchen begnügte ich mich damit, den Schampus über die Motorhaube zu gießen.

Man konnte schon ahnen, dass es sehr heiß würde. Nicht nur heute, sondern der ganze Sommer. Und wann immer die Temperaturen Spitzenwerte erreichen, folgt mit Sicherheit ein Gewitter. Ich betrachtete den Himmel und sah bläuliche Wolken von Westen her herandrängen. Wenn es nur ja nicht regnete, bevor ich den Teppich sicher ins Haus gebracht hätte.

Ich nahm einen Schluck von meinem allgegenwärtigen Pappbecher mit Nescafé Frappé und startete Lucille.

Wohin auch immer man in dieser Gegend blickte, sah man Nachbarn ihre rankenden Blumen und Pflanzen auf den schmalen Veranden gießen oder stutzen, ihre Autos

in den schmalen Auffahrten waschen oder auf der Veranda sitzen und anderen bei der Arbeit zuschauen. Ich wusste, dass ein paar Blocks weiter auf dem Broadway die griechischen Straßencafés schon voll waren – meist mit griechischen Männern, die sich hier zu einem Kaffee trafen oder um sich zu entspannen und all den interessanten Klatsch auszutauschen, den sie die Woche über gehört hatten. (Ich weiß das, weil mein Vater und mein Großvater mütterlicherseits zwei rivalisierende Eckcafés dort betreiben. In jedem von ihnen habe ich schon gearbeitet, aber nie gleichzeitig, wegen dieser uralten Fehde zwischen diesen beiden wichtigsten Männern in meinem Leben, die lange vor meiner Geburt begonnen hatte.) Ich holte tief Luft. Ich hatte Glück. Der Wind blies aus der richtigen Richtung, und ich schnappte nicht nur den Duft von dem *Souvlaki*-Stand an der 32. Straße auf, sondern auch den von der griechischen Bäckerei mit ihrem süßen geflochtenen Brot zwei Blocks weiter, und das erinnerte mich wieder an die Dinge, die mir in dieser Gegend so gut gefielen.

Wenn Astoria das amerikanische Äquivalent von Athen ist, dann ist der Broadway die *Agora*, das Stadtzentrum. Es ist eine multikulturelle Gemeinschaft, in der die Griechen eine prominente Rolle spielen, aber nicht als Einzige den Ton angeben. Ich habe keine Ahnung, wie die Leute in Omaha leben, abgesehen davon, was ich im Fernsehen sehe, aber ich glaube nicht, dass sie zwei Häuserblocks weiter ein indisches Restaurant haben oder ein muslimisches Gemeindezentrum direkt neben einer katholischen Kirche.

Ich fuhr die Einbahnstraße vor meinem Wohnhaus hinunter und bog rechts ab. So kam ich zu der Detektivagentur meines Onkels, die zwischen einer Fischhandlung und einem Thai-Restaurant eingequetscht lag. Ich dachte mir, da ich momentan die einzige Vollzeitdetektivin war, die dort arbeitete – wenn auch ohne Zulassung –, wäre es eine gute Idee, bei Rosie, der Büromanagerin, vorbeizuschauen, ob es irgendwelche Aufträge gäbe.

Vor dem Büroschaufenster stand ein Typ, der die Augen gegen die Morgensonne mit der Hand abschirmte. Er rüttelte an der offensichtlich verschlossenen Tür und ging zurück zum Fenster.

Anscheinend war ich die Einzige, die heute Morgen in der Agentur arbeitete.

Ich parkte hinter einem zehn Jahre alten weißen Cadillac mit einem riesigen Aufkleber auf der Stoßstange und einem dieser Duftapparate auf der Hutablage und stellte den Motor ab. Der Mustang hustete und schüttelte sich ein paarmal, ehe er verstummte.

»Suchen Sie jemanden?« Ich stieg aus, das Frappé in der Hand.

Er war Mitte vierzig, hatte eine sich lichtende Stirn und ein kleines Kissen um den Bauch und sah aus wie Hunderte Typen hier in der Gegend. Es tröstete mich ein wenig, dass Thomas, die Kröte, in zehn Jahren genauso aussehen würde. »Ich suche den Detektiv.«

Ich streckte ihm meine freie Hand entgegen. »Sie haben sie gefunden. Kommen Sie rein.«

Auf der Schaufensterscheibe stand in gold-schwarzen Buchstaben: SPYROS METROPOLIS – PRIVATDETEKTEL.

Daher verstand ich, dass der Mann mich mit zusammengekniffenen Augen ansah. Die Agentur gehörte Onkel Spyros, und das würde so bleiben, bis ich meine Zulassung in der Tasche hätte. Man könnte auch sagen, *falls* ich jemals zugelassen würde, denn ich hatte noch keine wirkliche Entscheidung über meine neue Laufbahn getroffen, abgesehen davon, dass mir die Buchstaben hinter meinem Namen ganz gut gefielen.

Jedenfalls war es momentan der Name meines Onkels, der die Kunden anlockte, egal, wie seltsam diese auch waren.

Bisher hatte ich einem verschwundenen Leguan nachgespürt, einen Angestellten in der nahen Bäckerei im Auftrag des Chefs beschattet, der den Verdacht hatte, beklaut zu werden (wurde er auch, direkt aus dem Schaufenster. Mit seinem Umfang verschlang er einen gehörigen Anteil des Umsatzes), und eine beunruhigend hohe Anzahl von Männern und Frauen, die sich gegenseitig betrogen. Mit nur meinem Name an der Scheibe hätte ich vermutlich nur den Fall mit dem Leguan geangelt.

Ich konnte nur hoffen, dass der Typ etwas Interessantes anzubieten hatte. Etwas ohne Schuppentiere und ohne dass man sich im Briefkasten der Nachbarn verstecken musste.

Ich schloss die Glastür auf und ging voran in das Dämmerlicht, während ich die Deckenbeleuchtung anknipste. Der Raum hatte vermutlich seit den Siebzigern keinen neuen Anstrich mehr gesehen, als der Onkel zuerst hier eingezogen war, und die ehemals psychedelisch

grünen Wände waren nun irgendwo zwischen Erbsen-
grün und Babywindelbraun angesiedelt. Eine Hälfte des
Vorderzimmers wurde von zwei Schreibtischen einge-
nommen – der angestoßene metallene rechts war mei-
ner – und von einer Reihe zerbeulter Aktenschränke.
Verblichene Poster, Landkarten und alte Kalender zier-
ten die Wände. Im hinteren Teil gingen drei Türen ab,
eine ins Bad, kaum mehr als ein Schrank mit fließendem
Wasser, die anderen beiden führten in Büros – in das von
Onkel Spyros und in das seines früheren Geschäftspart-
ners Lenny Nash, der inzwischen nur noch stiller Teilha-
ber war. Lenny sah alt aus wie eine Gruft und war eben-
so gesprächig. Ich weiß nicht genau, ob es an seiner
Schwerhörigkeit lag oder ob ihm einfach alles egal war.
Aber ich war froh, dass er nicht allzu viel Zeit im Büro
verbrachte. Schon als Kind, wenn ich ab und zu etwas
für meinen Onkel erledigt hatte, hatte Lenny mich im-
mer an Dickens' Ebenezer Scrooge vor der Heimsuchung
durch die Geister erinnert.

Mein Vetter Pete, Onkel Spyros' ältester Sohn aus
erster Ehe, hing auch manchmal herum, meist wenn er
Cash brauchte. Er leitete das Büro seines Vaters, wenn
dieser nicht da war. Was in letzter Zeit ziemlich oft der
Fall war.

Jedenfalls wusste ich nach ein paar Fragen, dass mein
Klient Bud Suleski hieß. Aus irgendeinem Grund wirkte
er im Gespräch mit mir etwas nervös. Ich erklärte ihm,
dass mein Onkel zurzeit nicht da sei, da er sich teilweise
schon aus dem Geschäft zurückgezogen habe (er war tat-
sächlich im Moment in Griechenland, aber ich stellte es

gerne so dar, als würde ich den Laden leiten und Onkel Spyros wäre telefonisch jederzeit erreichbar).

»Ich glaube, meine Frau geht fremd.«

Ich bin sicher, dass ich zusammenzuckte.

So viel dazu, einen interessanten Fall zu angeln.

Ich setzte einen Kaffee auf. Ich habe zwar immer meinen eigenen Kaffee dabei, aber der Duft aus der alten Kaffeemaschine vertreibt die Muffigkeit, die jahrzehntelange Vernachlässigung mit Zigarettenrauch hinterlassen hatte. Allerdings hatte seit dem offiziellen städtischen Rauchverbot für Büros hier keiner mehr geraucht. Die Tätigkeit gab mir auch ein paar Minuten, um meine Gedanken zu sammeln. Vielleicht war ich verrückt, aber wann immer jemand mit einer Ehebruchgeschichte hier reinkam, drängte sich mir das Bild von meinem Ex auf, die Smokinghosen zusammengeknautscht an den Knöcheln. Das brachte mein ganzes nichtexistentes Liebesleben durcheinander. Und einschlafen konnte ich damit auch nie.

»Und Sie wollen, dass ich sie auf frischer Tat ertappe«, fragte ich.

»Jawohl. O ja, das wäre gut.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür mit einer Brise frischer Luft und Rosie Rodriguez, der Büromanagerin.

Rosie ist ein puertorikanisches Energiebündel, die sich sogar in Ruheposition zu bewegen scheint. Ihre Brüste machen gut und gern ein Drittel ihres Körpergewichts aus und werden stets, wie Rosie es ausdrückt, »zu ihrem größten Vorteil« zur Schau gestellt. Sie hat untertassen-

große Grübchen in den Wangen und kann einen mit einem erstaunlich schönen Lächeln überraschen oder aber, je nachdem, mit welchem Fuß sie zuerst aufgestanden ist, mit einem Fluch, dessen Wörter in keinem Wörterbuch stehen. Onkel Spyros hatte sie vor einem Jahr eingestellt, aus Gründen, die, wie ich vermutet hatte, allein mit ihren körperlichen Vorzügen zu tun haben. Aber als ich in der Agentur anfang, entdeckte ich, dass Rosies Vorzüge alle oberhalb der Halslinie lagen und nichts mit ihren Grübchen zu tun hatten. Sie ist so scharf wie ein Rasiermesser, lässt sich von niemandem etwas vormachen und scheint ununterbrochen außer Atem zu sein, was ihrer Stimme eine Tonlage verleiht, die zu ihrer entwaffnenden Persönlichkeit nur beiträgt.

Sie blieb vor mir stehen und wackelte mit dem Zeigefinger. »Das wirst du nicht glauben.« Dann schnalzte sie ein paarmal mit der Zunge. »Du kennst doch den alten Mr. Romanoff an der Ecke bei deinen Eltern? Der Lange, Unheimliche, fahler als die Unterwäsche meiner Uroma. Du weißt schon, der Vampir. Nun, angeblich hat er einen Neffen zu Besuch.«

Ich wusste, dass Rosie früher oder später zur Sache kommen würde. Aber bei der Anwesenheit des Kunden wünschte ich, es wäre bald. »Rosie, darf ich dir Bud Suleski vorstellen.«

»Hey.« Sie warf ihm einen kurzen Blick zu, ließ eine Kaugummiblaste platzen und richtete den Blick wieder auf mich. »Also, seit dieser Neffe aufgetaucht ist, hat keiner mehr den alten Mann gesehen. Ist so, als wäre er geradewegs verschwunden.«

»Leute verschwinden nicht einfach, Rosie.«

Mr. Suleski ergriff das Wort. »Ich hatte mal eine Kusine, die verschwand.« Er zuckte die Achseln. »Acht Monate später tauchte sie wieder auf, ausgerechnet in Ohio, mit einer Lusche aus Minnesota verheiratet, aber sie verschwand wieder.«

Rosie und ich starrten ihn an.

Dann wandte Rosie ihm den Rücken zu und sah mich augenrollend an. »Ich habe den Nachbarn zumindest gesagt, dass du dich darum kümmern würdest.«

»Was?«

Rosie zuckte die Achseln, goss sich einen Kaffee ein und hielt ihn an die Lippen, ehe sie einen ersten Schluck nahm. Sie machte eine Handbewegung. »Komm schon, Sof, der Junge steckt vielleicht in der Gefriertruhe im Keller oder so. Oder er ist ganz klein geschnitten in Tupperware-Dosen.«

Noch vor kurzem wäre ich auf eine Gelegenheit, über den Vampir der Gegend und seinen Neffenbesuch zu klatschen, sofort gesprungen, am liebsten bei einer anständigen Portion *Galaktoboureko* – einem griechischen Cremegebäck – in einem Broadway-Café. Aber seitdem ich in der Agentur angefangen hatte, schien jeder einen verschwundenen Neffen zu haben, eine alte Flamme, zu der der Kontakt abgebrochen war, oder ein Haustier, das vor zwei Jahren verschwunden war, und ob ich ihnen den Gefallen tun könnte, das mal zu untersuchen? Zuerst war ich ganz aufgeregt gewesen, dass die Leute mich darauf ansprachen. Bis ich dahinterkam, dass »Gefallen« hier »kostenlos« bedeutete.

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»Sofie Metropolis« bei Forge Books,
Tom Doherty Associates, LLC, New York.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2007 bei
Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © by Lori und Tony Karayianni 2005
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by
Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
Umschlagmotiv: The Ares Ludovisi/Bridgeman Art
Library + Jerome Tisne/The Image Bank/Getty Images

Redaktion: Thomas Paffen

TKL/ES · Herstellung: Heidrun Nawrot

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-36705-4

www.blanvalet-verlag.de



Tori Carrington

Wer küsst schon einen Griechen!

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-36705-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2007

Wer den Film „My Big Fat Greek Wedding“ mochte, wird Sofie Metropolis lieben!

Am Tag ihrer „Big Fat Greek Wedding“ überrascht die quirlige Sofie Metropolis ihren Bräutigam in flagranti mit ihrer Brautjungfer. Daraufhin ändert sie ihr Leben komplett – sie hört auf, in den Restaurants der Familie zu kellnern und wird Ermittlerin in der Detektei ihres Onkels. Zunächst ist das wenig aufregend, doch eines Tages gerät Sofie in eine Schießerei. Rettung naht in Gestalt des gut aussehenden, aber undurchsichtigen Australiers Jake Porter ...